



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht : Roman. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Dichten

Dichten, wisset, heißt mit nichten
Blumen binden, Kränze winden
In der Sprache Wundergärtchen,
Und mit feinen, immer reinen
Händen vor den Spiegelwänden
Streichen sich das Dichterbärtchen.

Dichten heißt Banausen richten,
Heißt in Herzen weiße Kerzen
Stellen, daß sie tröstend leuchten,
Wenn in schweren, sternleeren
Stunden uns das Leid gefunden,
Und die Augen still sich feuchten.

Karl Berner



Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

I.



er Wind flaute ab und die Leute mußten zu den Rudern greifen. Es waren ganze sechs Mann in Herrn Dankert Steenbuks großem Fischerboot aus Sandövär. Der königliche Postdampfer hatte einen Passagier an Land gesetzt, der so schnell wie nur möglich nach dem Kirchhof Storslet wollte. Man wartete auf ihn; schon vor zwei Tagen hatte Herr Dankert eine Expressbeförderung für ihn bestellt, — ehe er selbst mit der ganzen Familie auf Besuch zu dem Bruder nach Storslet fuhr.

Der wassergraue Tag verglomm früh im Westen. Aber am Spätnachmittag klärte sich die Luft auf und hinter den treibenden Wolken segelte ein Vollmond. Das große Boot schoß in schneller Fahrt durch die Sunde dahin. Es war am dreizehnten Tage nach Weihnachten und auf Storslet bei Herrn Willaz Steenbu

Grenzboten I 1910

35

fand ein Gastmahl statt. Es war zwar keine Gefahr vorhanden, daß das Bier auf Storslet ausgetrunken war, und das Gastmahl währte ja, solange das Fest währte; aber es war doch ärgerlich, wenn sie zu spät am Abend anlangten, und so ruderten denn die Leute, was das Zeug halten wollte. Seit der Morgen dämmerte, hatten sie Ausguck nach dem Dampfer gehalten und immer eifriger gewettert und geflucht, je weiter der Tag vorschritt und je mehr der Westwind abflaute. Erst um elf Uhr waren sie mit einem schwachen Wind, der auch nur ein paar Stunden anhielt, ausgefahren. Jetzt trugen die Ruder sie indessen schnell vorwärts und bei dieser Fahrt würden sie zu Abend sicher am Ziel sein.

Allmählich kam auch die Unterhaltung auf den Ruderbänken in Gang. Aber die Worte fielen gedämpft und waren wohl gewählt, denn der Mann, den sie fuhren, war der neue Pfarrer des Kirchspiels.

Dem Ansehen nach war er noch ein ganz junger Mann. Er hatte sie freundlich und ruhig begrüßt und war gleich in das Boot gestiegen. Jetzt lag er hinten im Achtersteven auf einem Kissen, gut zugedeckt mit Pelzdecke und Reisdecke, was er wohl nötig haben mochte, denn er war reichlich dünn gekleidet für einen Wintertag im Boot. Er verhielt sich still und stumm. Doch schlief er nicht; sie hörten ihn zuweilen einen tiefen Seufzer tun oder leise etwas vor sich himmeln.

Der Kandidat der Theologie Sören Römer hatte das Glück gehabt, eine ansehnliche Pfarre auf Helgoland zu bekommen, sobald er sein Examen gemacht hatte. Es herrschte Mangel an Pfarrern dort oben und der Bischof war eifrig bemüht, die freien Pfarrämter zu besetzen. Durch Freunde und Bekannte im Ministerium und auf der Universität ließ er sich über die Studenten der Theologie Bericht erstatten, und schon vor einem Jahr war Sören Römer diese Pfarre in Aussicht gestellt, wenn er sich weiter so gut führte und sein Examen so glänzend bestand, wie man es bei seinem hervorragenden Fleiß und seiner Zuverlässigkeit annehmen durfte. Sein väterlicher Freund und Gönner, der Professor in der Dogmatik, hätte den viel versprechenden jungen Mann ja freilich am liebsten in seiner Nähe behalten, da er ihm eine schöne Zukunft prophezeigte. Aber Sören Römer war unbemittelt und das Anerbieten war in jeder Hinsicht so günstig, daß er ihm den Rat erteilen mußte, es anzunehmen. Eine mehrjährige Tätigkeit als Pfarrer und namentlich in den fernen und eigenartigen Verhältnissen dort im Norden würde ihm ja viel nützliche Lebensweisheit zuführen, wie ihm ja auch sicher hinreichend Muße gewährt werden würde, um dort einigermaßen seine Studien fortsetzen zu können.

So war denn Sören Römer sozusagen geradeswegs vom Examentisch in den Postschlitten gestiegen und über Dorrefjeld nach Drontheim gefahren, hier an Bord des Postdampfers gegangen und nordwärts bis zur Anlegestelle Sandövar gereist. Jetzt war er bei dem letzten Abschnitt seiner langen Reise angelangt, landeinwärts nach Storslet, wohin ihn der Bischof bestellt hatte. Seine Einführung hatte er auf den zweiten Sonntag nach Neujahr in seiner eigenen Pfarrkirche angefezt.

... Sören Römer war müde, ja er meinte, seine Seele und sein Leib hätten ein Anrecht darauf, sich nach der Ruhe des Todes zu sehnen. Die jähen Übergänge vom flachen Lande zu Wald und Hochgebirge und jetzt schließlich zum Meer wirkten ermattend; er litt auch sehr darunter, daß er nicht warm genug gekleidet war, so daß er eigentlich auf dem ganzen Wege gefroren hatte. Aber das Schlimmste war, daß er unterwegs so schlecht hatte schlafen können. Und daran war die tiefe Unruhe in seinem Gemüt schuld.

Das Ganze war zu plötzlich gekommen: Nach dem letzten Semester mit dem Examen am Ende in schwindelnder Anspannung aller Kräfte des Leibes und des Geistes — jetzt auf einmal diese Reise in das Unbekannte, von Angesicht zu Angesicht mit den ernstesten Forderungen, die der Beruf des Pfarrers an ihn stellen würde. So stark und sicher, wie er mit seinen Kenntnissen bei der entscheidenden Probe vor Professoren und Lektoren getreten war, so ängstlich und unvorbereitet fühlte er sich dem gegenüber, zu dem er jetzt einging. Während der Reise hatte er jede Stunde des Tages alle Pflichten eines Pfarrers vor sich gesehen — in der Kirche, in der Schule, in der Gemeinde — und Anforderungen an Seiten seines Wesens gefühlt, die ihm selbst unbekannt waren. Er hatte des Tags kaum gesehen, woran er vorüberfuhr; die Nächte hindurch hatte er wach gelegen auf den Poststationen, in der Schiffskajüte und gerungen, um bald in diesem, bald in jenem Punkt Klarheit zu erlangen über die Anwendung dessen, was er gelernt hatte, was er gedacht hatte und was er wollte.

Es quälte ihn, daß er dies hätte früher tun müssen, daß er zu hastig in dies alles hineinkam und daß die Wochen der Reise zu knapp und zu gehetzt waren . . .

Wie er nun hier im Achterstieben lag und die See gegen den Boden des Bootes unter sich klatschen und plätschern hörte, sammelte sich alle Unruhe zu dem einen Brennpunkt: der Begegnung mit dem Bischof und der Einführung am Sonntag — übermorgen.

Wenn ihn auch der Gedanke an die Einführungspredigt mit einigem Grauen erfüllte, so fürchtete er sich doch sonst nicht vor der Handlung selbst. Zur Amtseinweihung konnte er sich als wahrhaft vorbereitet betrachten. Seit seiner frühesten Jugend hatte er darauf hingesehen, als auf den Abschluß seiner Lebensvorbereitung und den Eingang zu dem wirklichen und eigentlichen Leben. Er hatte sich alle Jahre hindurch als Geistlicher betrachtet und unter diesem Gesichtspunkt seine Kämpfe und Anfechtungen gehabt — und Gericht über sich selbst gehalten.

Aber mit tiefer Unruhe sah er seinem Bischof-Examen entgegen — dem Augenblick, wo er dem Bischof gegenüber Zeugnis von seinem Glauben und seiner Auffassung der heiligen Lehre ablegen sollte.

Der Bischof aus dem Nordlande war weit und breit bekannt als ein Herr von Kraft und hervorragender Tüchtigkeit, ein vortrefflicher Mann für seinen entlegenen Bezirk. Aber als Prediger und Theologe war er ebenso bekannt als Rationalist, dem Gottes offenbartes Wort mehr eine Sittenlehre war als eine Gnadenlehre, mehr ein Mittel zur Aufklärung und Erziehung des gewöhnlichen Mannes in Tugenden und Tüchtigkeit, als die frohe Botschaft der Erlösung der Seele von Sündenschuld und Gericht durch den Opfertod des eingeborenen Sohnes Gottes am Kreuze auf Golgatha.

Aber in Sören Römers Seele brannte das heilige Feuer des Glaubens.

Von Kindesbeinen an war er von seiner Mutter zu Christus und dem Evangelium hingeführt worden. Sie war zwischen Hans Nielsen Hauges Freunden aufgewachsen. Der Vater, Kapitän Peter Römer, hatte ein umherfahrendes Leben geführt in ausländischen Kriegsdiensten und später in heimischen Gewässern als verwegenere Freibeuter. Zur Friedenszeit, als Werstdirektor in der kleinen Küstenstadt, heiratete er das fromme, junge Haugianer-Mädchen — zu aller Verwunderung und zu geringem Glück für sich selbst und für sie. Mit einem Zwischenraum von mehreren Jahren gebar sie ihm zwei Söhne. Der älteste folgte früh den Fußspuren des Vaters und ging zur See. Der jüngere war Sören. Kapitän Peter Römer konnte das friedliche Leben an Land nicht vertragen und führte ein Sündenleben mit Zecherei und Saufgelagen. Daheim waren die häßlichsten Auftritte an

der Tagesordnung; er verhöhnnte und verspottete alles, was seiner Frau heilig war, und füllte das Haus mit Gleichgesinnten, die mit ihm tranken, fluchten und sich prügeln. Währenddessen kämpfte die Mutter, um ihren jüngsten Sohn für sich zu behalten. Und so klammerten sich diese beiden fest aneinander, und in Lesen, Beten und Singen geistlicher Lieder an den Heiland.

Als der Vater starb, war Sören Römer fünfzehn Jahre alt. In der Schule zeichnete er sich vor allen durch Fleiß und Fähigkeiten aus. Aber von Menschen kannte er niemand außer seiner Mutter und vom Leben hatte er nichts weiter gesehen als ihre Stube; denn er war aufgewachsen unter der Mutter betender Furcht vor der Welt und den Menschen: In einem um so innigerem Verhältnis stand er zu ihr und durch sie zu Jesu Christo.

Die Mutter starb, nachdem sie ihn trotz ihrer beschränkten Verhältnisse bis zur Universität gebracht hatte. Sören Römer stand nun allein da in der Welt und befand sich in großer geistiger und zeitlicher Not. Mit Mühe fristete er sein Leben durch Erteilen von Unterricht. Aber seine Trauer um die Mutter war so heftig, daß er fast der Verzweiflung erlegen war. Sein Verhältnis zu Gott war während aller dieser Jahre durch sie gemildert worden; und jetzt, wo sie von ihm gegangen war, erschrak er, weil er nicht Kraft und Freimütigkeit genug besaß, um sich auf eigene Hand an den Himmlischen zu wenden. Ein Jahr lang lebte er in Angst und Anfechtung und war kurz davor, den Plan seines Lebens, ein Diener Gottes hier auf Erden zu werden, aufzugeben, weil er sich zu unwürdig und untüchtig fühlte. Da, in der tiefsten Not, erbarmte sich der Erlöser seiner und trat ihm in einer unvergeßlichen Stunde nahe, verklärte seinen von der Verzweiflung verfinsterten Sinn und erschloß ihm den Weg zu Licht und Wahrheit wie nie zuvor.

Seither schritt er getrost seinen Weg weiter.

Und er fürchtete sich nicht, seinen Glauben zu bekennen. Schon in den Knabenjahren, trotz der Verhöhnungen seiner Schulkameraden, ja seines eigenen Vaters, und während seines ganzen späteren Lebens war es sein höchstes Glück gewesen, wenn er fühlte, wie ihn die Freimütigkeit des Herrn überkam und seine Menschenfurcht und die natürliche Angst vor Gelächter und Spott besiegte.

Aber nun stand ihm eine Begegnung wie noch nie im Leben bevor. Der Bischof war ein strenger Beamter; mit hörbarer Stimme und scharfer Zunge hatte er seine Geringschätzung für „die Mystiker“ verkündet, deren Predigt wie Erweckungen und Wundertaten Aberglauben schaffe, und deren Versinken in Beschauung der Sakramente und in den Opfertod Christi die gesunde Arbeitslust des kleinen Mannes untergrabe. Sören Römer sollte seiner Kindheit und Jugend, seiner Mutter und seinen eigenen Jesum Christum vor diesem mächtigen Herrn bekennen, der als sein Vorgesetzter auf so vielerlei Weise über seine neue Tätigkeit zu gebieten und zu befehlen hatte. Das Mißfallen und den Widerstand des Bischofs erwecken hieß schwere Steine zu der Last hinzufügen; denn er empfand tief sein Bedürfnis nach Hilfe und Stütze bei dieser seiner Tätigkeit.

Aber er durfte und wollte nicht der Wahrheit aus dem Wege gehen! Und wie er dort unter den warmen Decken lag, faltete er die Hände und beugte seine ganze Seele in brennendem Gebet, — Stunde auf Stunde, während das Boot seinem Ziel entgegenlitt.

Zeitweise kam Friede über ihn. Mit unsagbarer Dankbarkeit fühlte er, wie Jesus wieder Wohnung in ihm nahm durch sein Blut und seinen Leib, so wie er ihn am letzten Tage vor der Abreise beim heiligen Abendmahl umfangen hatte. Aber, eine Bewegung des Bootes oder ein Wort der Ruderer riß ihn wieder in die Unruhe hinaus. Er sah über den Bootstrand hinweg zu den schneebedeckten

steinernen Gipfeln zu beiden Seiten des dunklen Sundes; sie verspernte seinen Weg, wie die Gedanken seinen Sinn zusammenklemmten, und wieder rang er die gefalteten Hände . . .

Die Stunden gingen dahin. Endlich fühlte er, wie die Müdigkeit die Oberhand gewann und der Schlaf sich in das Bewußtsein hineinschlich. Da fiel auf einmal ein grelles Licht auf seine geschlossenen Augenlider. Er schlug sie auf und erblickte über sich an dem wolkenlosen Himmel den Vollmond; er erhob den Kopf und setzte sich nun aufrecht hin.

Sie befanden sich in einer breiten Fjordmündung, die sich mächtig im Mondschein erschloß, mit langen Silberstreifen, die angezündet wurden und wieder erloschen. Schwarze, kleine Klippen und Werder stiegen und sanken in der Meeresdünnung da draußen an dem phosphorgrünen Horizont im Westen. Aber landeinwärts, nach Osten zu, ragten hohe Felsen auf, ein Horn neben dem andern in gedämpftem Schneelicht.

Er sah sich mit großen Augen um und atmete tief und lange. Es war, als weite sich die Seele bei diesem Anblick.

„Ja, da haben Sie Storslet und die Kirche gerade vor sich, Pastor,“ sagte der Führer des Bootes.

Sie steuerten quer über den Fjord und gerade vor dem Boot, an dem gegenüberliegenden Ufer flimmerten viele Lichter in einem Bündel, wie das Siebengestirn in einer sternklaren Nacht.

Eine Stunde später legten sie an der Brücke von Storslet an. Niemand hielt Ausguck nach ihnen, aber die Bootsleute waren hier ja bekannt. In der Dunkelheit zwischen den hohen Speichern halfen sie dem Pfarrer die eisbedeckte Brückentreppe hinauf.

„Nu könn' Sie ganz ruhig reingeh'n; wir kommen mit's Gepäck!“

Er ging allein weiter.

Zwischen den Speichern lag der große Hofplatz offen im Mondschein mit dem Wohnhaus in der Mitte. Kein Mensch war zu erblicken, aber aus den erleuchteten Fensterscheiben strömte ein gedämpftes Brausen von dem Leben da drinnen. Er blieb oben auf der steinernen Treppe vor der geschnörkelten Doppeltür mit dem blankgeputzten Hammer und Schloß stehen. Dann öffnete er langsam und ging hinein.

Es war eine geräumige Diele mit Balkenwänden und einer Treppe nach dem oberen Stockwerk. Über der Tür links flackerten die Lichter in dem blechernen Leuchter und an allen Wänden entlang hingen Reisehüllen in reichem Überfluß, Pelze und Mäntel, Mützen, Hüte, Schals und Tücher, da waren Männerkleider und Frauenkleider, und in einer Reihe am Fußboden standen gefütterte Stiefel, Schneeschuhe und Socken in allen Größen und Fassons. Bunte Flickendecken lagen an der Erde und liefen weiter, die Treppe hinauf.

Lachen und lautes Reden hörte man zu beiden Seiten, in der Ferne ertönte Musik und das taktfeste Dröhnen des Tanzes, der über die Dielen hinging; in der Küche, die in der Mitte lag, klirrten Schüssel und Teller. Ein lieblicher Bratenduft vermischte sich mit der kalten Luft hier draußen, mit den Ausdünstungen von Stiefelleder und Pelzwerk.

Der junge Pfarrer blieb unschlüssig stehen. Er knöpfte seinen Mantel auf, zögerte aber, ihn auszuziehen. Er fühlte sich befangen in dem fremden Haus, wo ihm niemand entgegenkam, und wo alles, was er sah und hörte, darauf hindeutete, daß da viele fremde Menschen waren. Er schloß die Augen, atmete tief auf und versuchte, seine Gedanken zu sammeln und Mut zu fassen . . .

Da wurde oben eine Tür aufgerissen; man hörte ein Zischeln und Tuscheln — ein Röchern — und in voller Fahrt kamen zwei junge Mädchen die Treppe herab, die Röcke hoch über den in weißen Strümpfen steckenden Waden in die Höhe gehoben. Als sie den fremden Mann auf der Diele gewahrten, freischten sie laut auf, ließen die Röcke fallen und sausten an ihm vorüber, in die Küche hinein — wie eine Wolke von brausendem Ballstoff und flatternden Bändern.

Gleich darauf wurde die Küchentür ein klein wenig geöffnet und ein Mädchen-
gesicht sah zu ihm heraus, blitzschnell. Die Tür ward wieder geschlossen und alles war still. Da faßte er einen Entschluß und ging auf die Küche zu. Aber ehe er soweit gelangte, wurde die Tür zur Linken hinter ihm aufgerissen. Mitten in der Öffnung stand eine mächtige Gestalt, ein drei Ellen großer Mann in blauem Leibrock mit blanken Knöpfen, geblümter seidener Weste, mit einer goldenen Kette darüber, Sabot und steifer Halsbinde unter dem Kinn. In einem Rahmen von struppig gewachsenem weißen Bart und Haar glühte ein joviales Gesicht.

„Guten Abend! Guten Abend! Das ist der Pfarrer, denke ich mir!“

„Ja, der bin ich . . .“

„Willkommen hier auf Storslet!“

Er reichte ihm eine geöffnete Hand, in der die des Pfarrers verschwand.

„Legen Sie ab und kommen Sie in die Wärme herein! Ich bin Kaufmann Willaß Steenbuk und zu Ihren Diensten!“

Hinter ihm erschien seine Frau in schwarzem seidener Kleide und einer weißen Spitzenhaube über dem zierlich gescheitelten Haar.

„Herzlich willkommen hier bei uns, Herr Pfarrer!“ sagte sie und reichte ihm die Hand nach ihrem Gatten. „Und unsere Unaufmerksamkeit müssen Sie wirklich entschuldigen! Aber wir haben heute einige Freunde hier . . .“

„Ich hoffe, daß ich nicht störe . . .“

„Ach nein,“ sagte Herr Willaß und nahm ihm den Mantel ab, „der Weihnachtsschmaus auf Storslet pflegt keine so üble Veranstaltung zu sein. Kommen Sie jetzt herein und sehen Sie zu, daß Sie etwas Warmes in den Leib kriegen! Das wird Ihnen gut tun nach der langen Reise!“

Es entstand eine kleine Uneinigkeit zwischen dem Ehepaar, ob der Pfarrer es vorziehen würde, gleich hineinzugehen, oder ob man ihn lieber in sein Zimmer hinaufführen sollte. Herr Willaß schlug ihr auf die Schulter und prahlte mit seinem Punsch, aber Madame Steenbuk entschied die Angelegenheit mit mütterlicher Bestimmtheit und winkte durch die Tür ins Zimmer hinein.

„Ich muß den Herrn Pastor bitten, hier bei uns fürlieb zu nehmen. Sie wissen ja schon, daß das Pfarrhaus leider noch nicht in Ordnung ist . . .“

„Ja, ich danke Ihnen. Se. Hochwürden hat mich schon davon in Kenntnis gesetzt, ebenso, daß Sie bis auf weiteres die Güte haben wollen, mich hier bei sich aufzunehmen.“

Ein großes, stattliches Mädchen kam mit einem Kandelaber aus dem Zimmer heraus.

„Das ist recht!“ sagte die Madame. „Nun wird Ihnen Thorborg Ihre Stube zeigen. Das Gepäck ist schon gekommen. Das ist unsere Pflegetochter Thorborg, meines Mannes Schwestertochter.“

Sie reichte ihm die Hand und machte einen Knix.

„Willkommen auf Storslet!“ sagte sie. Die Lichter, die sie trug, warfen einen flackernden Schein auf die starke, dunkle Schönheit ihres Antlitzes.

„Lassen Sie es nun auch nicht zu lange wahren“, sagte Herr Willaß. „Wir warten auf Sie, der Bischof und der Punsch und wir anderen!“

Jungfer Thorborg ging vor ihm her, die Treppe hinauf. Oben befand sich ein großer Bodenraum, zu beiden Seiten breite Gänge mit vielen Türen. Sie ging nach rechts, den ganzen Gang zu Ende bis an die erste Tür in der Mitte, öffnete sie und trat vor ihm ein.

„Bitte schön, Herr Pastor! Hier ist Ihre Stube.“

Sie stellte den Kandelaber auf den runden Tisch. Es war warm, mit knisterndem Feuer im Ofen. Die Tür zu einem Alkoven nebenan stand offen, und da drinnen sah man das Bett mit schimmernden Laken.

Er mußte sie ansehen. Die Stimme war so tief, fest wie die eines Mannes, und doch milde und sanft in dem singenden, weichen Dialekt.

„Vielen Dank!“ sagte er und rieb sich die Hände. „Hier ist es ja außerordentlich gemütlich! Und welch eine schöne Wärme!“

„Und ein Zimmer hier draußen, dachten wir, sollte der Herr Pastor als Arbeitszimmer benutzen,“ sagte sie und legte ein paar frische Scheite auf das Feuer, zupfte die Tischdecke zurecht und zog die Gardinen vor dem Fenster zusammen.

„Das ist ja ganz vorzüglich!“ sagte er. „Liegt das Zimmer hier nebenan?“

Er zeigte auf eine Tür in der einen Wand.

„Nein. Das ist mein Stübchen,“ lächelte sie. „Es ist das Zimmer draußen auf dem Gang. Aber es wird leider erst nach dem Fest leer. Wir haben bis dahin noch so viele Gäste im Hause!!!“

„Ja, das ist sehr begreiflich! Aber nun sollen sie sich meinetwegen nicht mehr aufhalten, Jungfer. Ich werde mich schon zurechtfinden! Ich habe Sie der Fröhlichkeit da entzogen . . .“

„Ach,“ sagte sie munter, „wir haben noch die ganze Nacht vor uns zum Tanzen.“

Nach einer Weile wandte sie sich ganz zu ihm herum:

„Tanzen Sie auch gern, Herr Pastor?“

„Ich — ich habe die Kunst nie erlernt!“

„Das ist aber schade!“ entfuhr es ihr, indem sie mit unverhohlener Bewunderung seine schlanke, gut gebaute Figur betrachtete. „Aber das können wir Ihnen schnell beibringen!“

„Nun, so bald wird das wohl kaum geschehen,“ meinte er. „Und Seine Hochwürden sind also schon hier?“

„Er ist schon seit zwei Tagen hier. Er kam mit Onkel Dankerts. Die haben ihn und die Frau Bischöfin in Gaasvär abgeholt.“

„Hat er mich denn schon früher erwartet?“

Sie lachte über seine bekümmerte Miene:

„Ach nein, das hat der Bischof sicher nicht getan. Er hat jedenfalls nichts ausgestanden während der Wartezeit!“

„Das hat er wohl kaum!“

Der Pfarrer mußte mitlachen. Sie glich einer Wolke aus Gesundheit und Frische, wie sie da vor ihm stand in ihrem hellen Kleide, stark und jung, mit lustigen Augen und offenem Lachen, — so daß er sich ganz ermuntert dadurch fühlte. Als sie ging, sah er ihr mit einem Lächeln nach.

Dann öffnete er seinen Seehundfellkoffer und holte seinen neuen, schwarzen Examenanzug heraus . . .

Eine halbe Stunde später trat er mit einem vorsichtigen Klopfen in die erste Stube unten.

(Fortsetzung folgt.)